

Evelyne Lorenz
Amalias Schmetterling

Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2024

1. Auflage April 2024

literatur nr. 154

Covergestaltung: Karin Kröpfl, unter Verwendung von KI-Vorschlägen

Coverfoto: Adobe Stock

Layout und Satz: textzentrum graz

Autorenfoto: Karin Bergmann

Korrektur: Sabine Mair

Koordination Herstellung: MB Druckbetreuung – EVERGREEN Media kft

Druck und Bindung: Balto print

ISBN 978-3-903575-13-4



GRAZ

Evelyne Lorenz

Amalias Schmetterling

Roman

Inhaltsverzeichnis

Damals: 1980.	7
Das Erbe	11
Die Familie	21
Sankt Urban	39
Die Internatsschule	49
Veränderungen	56
Verlorene Werte.	68
Sommer 1938	93
Anna und Friedrich	93
Otto und Christoph	97
Amalia und Esther	100
Die Gestapo im Haus	104
Krieg	110
1. September 1939.	110
1942.	113
Neuerlich die Gestapo im Haus	121
Mitzi.	137
Weihnachten 1942.	147
1943.	154
Die Russen	161
Heimliche Liebe	180
Englische Besatzungszeit	192
Tod und Geständnis	201
Vergangene Welt	217
Die Entscheidung.	224
Nachwort.	231

Damals: 1980

Im Treppenhaus herrschte Dunkelheit.

Elise stand vor der Wohnungstür, deren braunes Holz von den Berührungen vieler Hände abgegriffen war und fettig glänzte. Nach kurzem Zögern drückte sie auf den Klingelknopf. Ein dumpfer Summton verlor sich in der Dunkelheit des Treppenhauses.

Sie starrte auf die trübgewordenen Glaselemente, die man einst in der Mitte der Tür als bunten Schmuck angebracht hatte. Vor Jahrzehnten sollten sie wahrscheinlich den Wohlstand der dort wohnenden Menschen ausdrücken, nun ließen sie nur mattes Licht durchschimmern und trugen Spuren der Vergangenheit in sich.

Hinter der Wohnungstür hörte sie das Näherkommen schlurfender Schritte, ehe die Türkette zur Seite geschoben wurde und sich ein Schlüssel im Schloss mit metallisch klingendem Kratzen drehte. Die Tür wurde geöffnet.

»Ich bin Elise«, sagte die junge Frau leise und blickte in das Gesicht der weißhaarigen Frau.

»Ich weiß«, antwortete Eleonore, »ich habe dich erwartet.« Sie machte einen Schritt zur Seite, um der jungen Frau das Eintreten zu ermöglichen. »Komm herein!«

Ein seltsames Gefühl beschlich die ansonsten eher selbstbewusste Elise. Sie spürte, wie sie sich mit jedem Schritt hinein in die Wohnung dem Geheimnis aus der Vergangenheit ihrer Mutter, das eng im Zusammenhang mit dieser weißhaarigen Frau stand, näherte. Eleonore

forderte sie auf, Platz zu nehmen, und wies auf das mit lindgrünem Samt bezogene Sofa. Elise sah sich um. Die Einrichtung stammte aus der Zeit der frühen Fünfzigerjahre und schien noch recht gut erhalten, wenn man von einigen abgewetzten Stellen im Stoff und den schwarz gewordenen Messingknöpfen an der Kommode Abstand nahm.

»Möchtest du Tee?«, fragte Eleonore und unterbrach die Stille, die zwischen ihnen stand. Ohne Elises Antwort abzuwarten, ging sie in die angrenzende Küche und bald hörte man das Rauschen des Wassers aus dem Wasserhahn über dem Spülbecken und den hellen Klang von feinem Porzellan. Eleonore wollte der jungen Frau Zeit geben, hier anzukommen. Viele Jahre waren vergangen seit dem tragischen Ereignis, damals, 1948.

Sie schob den Teewagen nahe an den Couchtisch heran und unterbrach Elises Gedanken.

»Es ist grüner Tee«, meinte sie und fügte hinzu: »Ich hoffe, du magst grünen Tee.« Elise hob den Kopf und nickte, obwohl sie Tee im Allgemeinen nicht mochte und grünen Tee überhaupt nicht. Die Farbe erinnerte sie an vergilbten Spinat, ein Gemüse, das sie als Kind gezwungenermaßen essen musste. Eleonore stellte die beinahe durchsichtigen Porzellantassen auf den Tisch und goss aus der dickbauchigen Teekanne, die eine kleine Kerbe am Henkel hatte, das dampfende Getränk in die hauchdünnen Teeschalen. Auf einem Teller lagen Butterkekse. Die sind bestimmt uralt und staubtrocken, dachte Elise und bediente sich aus der Zuckerdose, nahm ihre Teetasse mit beiden Händen, darauf bedacht, nichts zu verschütten, und führte sie an die Lippen. Das Getränk war heiß, zu süß und nur in kleinen Schlucken genießbar.

Eleonore beobachtete sie. Elise hob den Kopf und lächelte der alten Dame über den Rand der Tasse, aus der es noch dampfte, zu.

»Du hast das Lächeln deiner Mutter«, sagte Eleonore. Sie hatte vor den Worten, die nun notwendig waren und gesagt werden mussten, Angst. Das freundliche Lächeln, das auf ihren Lippen lag, sollte über ihre Unsicherheit hinwegtäuschen. Was würde ihre Erzählung in der jungen Frau, die ihr gegenüber saß, bewirken oder auslösen? Sie schob die plötzlich auftauchenden Befürchtungen beiseite und sagte mit leiser Stimme: »Es ist gut, dass du meinen Brief erhalten hast und heute zu mir gekommen bist. Ich bekomme selten Besuch und habe mich an das Alleinsein gewöhnt. Du weckst in mir die Erinnerung an meine eigene Jugend. Trotz aller Beschwernisse der Kriegs- und Nachkriegszeit beinhaltet sie auch viel Schönes. Wir blickten damals erwartungsvoll einer friedvollen Zukunft entgegen, die wir nicht kannten, aber die wir herbeisehnten – deine Mutter Amalia, unsere gemeinsame Freundin Esther und ich.« Sie atmete hörbar ein und fügte hinzu: »Dein Lächeln bringt etwas Helles, Schönes in mein einsames Dasein.«

Elise schwieg verlegen.

Als keine Antwort kam, fuhr Eleonore fort: »Nach dem Ende des Krieges dachte ich manchmal daran, zu Amalia nach Verona zu fahren. Ich wusste, dass sie in Italien lebte, mit ihrem handwerklichen Geschick die schweren Marmorblöcke bearbeitete, ihnen Gestalt und Form gab und sich als Bildhauerin einen Namen gemacht hatte. Leider hatten wir uns bald nach dem Ende des Krieges aus den Augen verloren. Ich hatte keine Ahnung, dass sie eine Tochter hat. Das habe ich erst später erfahren, an jenem Tag, als mich der Brief eines befreundeten Notars aus Graz erreichte, der

nach Verwandten und Freunden von Amalia von Arnstein suchte. So erfuhr ich, dass sie verstorben war. Ich meldete mich bei ihm und er berichtete, dass er deiner Mutter einen Brief geschrieben, jedoch nie eine Antwort erhalten hatte.«

»Ich erinnere mich an diesen Brief, den meine Mutter vor langer Zeit erhalten hat, sie hat ihn ungeöffnet in eine Lade gegeben. Als es ihr immer schlechter ging und die Ärzte meinten, ihr Lungenkrebs sei so weit fortgeschritten, dass eine Operation nicht mehr helfen könnte, erzählte sie mir von dir, ihrer besten Freundin, und von Esther, mit der ihr gemeinsam ein Schweizer Internat besucht hattet. Sie hat mir den Brief gegeben, der noch immer ungelesen war. Ich habe ihn nicht gleich geöffnet und später einfach vergessen.«

»Ja, unsere gemeinsamen Jahre im Internat, das war eine schöne und unbeschwerte Zeit. Wir waren die besten Freundinnen und dachten, dass uns nichts würde trennen können. Doch dann kam der Krieg und der hat alles verändert.«

Sie schwiegen eine Weile, dann meinte Elise, dass sie am nächsten Tag einen Termin in der Kanzlei bei Dr. Hofberger habe und schon gespannt war, was sie dort erwarten würde.

Eleonore nickte und ihr Blick ging weit zurück in eine Vergangenheit, die wieder wach zu werden begann. Beide schwiegen.

Der Tee in den Schalen war kalt geworden.

Das Erbe

Dr. Armin Hofberger war ein korpulenter Herr mit weißen Schläfen und einer dunklen Hornbrille auf seiner geröteten Nase. Er begrüßte Elise mit väterlichem Lächeln, ließ sie in einem der dick gepolsterten braunen Lederstühle Platz nehmen und fragte, ob er ihr Kaffee oder Wasser anbieten könne.

Elise richtete sich in ihrem Stuhl gerade auf und verneinte höflich. Dann ließ er sich ihren Lichtbildausweis vorlegen und nahm ihre Personalien auf.

»Elise Amalia Achheim, geboren am 19. Jänner 1946, Tochter der am 30. April 1980 verstorbenen Amalia Auguste von Arnstein, Gespräch mit der Klientin in meiner Kanzlei am 12. Mai 1980«, murmelte er, während er das Gesprochene mit einem Füllhalter säuberlich auf ein weißes Blatt Papier schrieb. »Ihr Vater?«, fragte er und hob den Kopf.

»Ich kenne nur den Namen, der auf meiner Geburtsurkunde steht, Christian von Achheim. Persönlich kenne ich ihn nicht. Meine Mutter hat nie über meinen Vater gesprochen und so blieb er mein ganzes Leben ein Phantom für mich.«

Der Notar nickte bedächtig, schwieg eine Weile, Zeitdruck und Stress schienen aus dieser Kanzlei verbannt zu sein, und fügte dann hinzu: »Sie sind also vierunddreißig Jahre alt.« Er blickte sie über seinen Brillenrand hinweg an und fragte: »Verheiratet?«

Elise schüttelte den Kopf. »Ich lebe allein.«

»Berufstätig?«

»Ja, ich bin Journalistin.«

Nachdem er alles notiert hatte, erhob er sich von seinem Schreibtisch, holte eine kleine rosa Mappe und ein großes, dick in schwarzes Leder gebundenes Buch hervor und legte beides vor sich auf den Schreibtisch.

»Frau von Arnstein, sie und ich waren befreundet, hat ihr Testament in meiner Kanzlei hinterlegt und dazu jenes Buch, das ich Ihnen heute, da Sie die einzige Erbin sind, übergeben möchte.«

Dann strich er mit seiner flachen Hand über den Einband und schob Elise das Buch mit dem schwarzen Ledereinband hin. Elise, die sich umgeben von den dunklen Eichenmöbeln und dem dicken Teppich, der die Schritte auf dem Kanzleiboden lautlos verschluckte, ein wenig unbehaglich fühlte, verfolgte mit neugieriger Aufmerksamkeit die Bewegung dieser Hand.

Als sie nichts erwiderte, meinte der Notar: »Vielleicht sollte ich etwas weiter ausholen, damit Sie den Sinn und die Bedeutung Ihres Besuchs in meiner Kanzlei verstehen können. Baronin Arnstein hat Sie in Ihrem Testament als Erbin des Herrenhauses Lindenhof mit dem dazugehörigen Landbesitz eingesetzt.«

Elise hielt den Atem an. Stille lag zwischen ihnen.

»Und warum mich?«, flüsterte sie überrascht.

»Weil es außen Ihnen keine Erben gibt.«

»Aber, aber ...«, stotterte Elise.

»Die Baronin war Ihre Großmutter.«

Elise konnte kaum fassen, was sie zu hören bekam. Sie hatte eine Großmutter, von der sie nichts gewusst hatte und der sie nie begegnet war. Bis heute hatte sie gedacht, sie habe keine Familie und keine Verwandten.

»Es kommt alles so überraschend für mich. Ich hatte eine Großmutter, die zeitlebens kein Interesse an mir gezeigt hat – eine Großmutter, die ihre Enkelin verleugnet hat!«

»Das stimmt so nicht«, unterbrach der Notar. »Sie hat Sie in ihrem Testament als Erbin genannt.«

»Im Testament! Jetzt, nachdem sie gestorben ist und meine Mutter nicht mehr lebt, habe ich plötzlich eine Familie, eine Familie, nach der ich mich in meiner Kindheit so sehr gesehnt habe! Jetzt, wo alles vergangen und zu spät ist, habe ich plötzlich eine Großmutter!«

Elise hatte leise gesprochen und in ihren Augen standen Tränen der Unsicherheit und Enttäuschung. In seiner Kanzlei hatten sich schon viele ähnliche Szenen abgespielt und der Notar hatte im Laufe seines Lebens Erfahrungen gesammelt, die ihm jetzt die Geduld gaben, still abzuwarten, bis sich die junge Frau ein wenig beruhigt hatte.

Elise nahm ein Papiertaschentuch aus ihrer Handtasche und schnäuzte sich lautstark. Sie scheint sich wieder gefasst zu haben, dachte der Notar. »Entschuldigen Sie!«, meinte Elise und ihre großen grünen Augen mit den goldenen Pünktchen rund um die Pupillen blickten ihn schmerzerfüllt an.

»Es ist meine Pflicht, Ihnen das Testament Ihrer Großmutter vorzulesen. Bevor Sie danach irgendwelche Entscheidungen treffen, sollten Sie sich aber Ihr Erbe, das Haus, anschauen und dieses Buch lesen. Es muss nicht immer alles im ersten Augenblick und spontan entschieden werden. Ich habe mir den heutigen Tag für Sie freigehalten und wenn Sie möchten, bringe ich Sie zum Lindenhof und Sie können sich alles in Ruhe ansehen. Der Hof liegt ungefähr eine Fahrstunde von Graz entfernt.«

Auf der Autobahn fuhren sie zunächst Richtung Süden, bis der Wagen die Autobahn Richtung Westen verließ. Die

Fahrt führte durch schmucke Dörfer mit kleinen Kirchen, deren Türme ihnen schon von Weitem entgegenragten. Sanfte Hügel verloren sich hinter weiten Wäldern. Der Notar verließ die Hauptstraße und lenkte den Wagen über eine Brücke, deren hölzernes Geländer mit Blumenkistchen, in denen rote Geranien üppig blühten, geschmückt war. Sie fuhren ein kleines Stück durch einen dichten Mischwald, nach dessen Ende sich ein liebliches stilles Tal öffnete und den Blick auf einen Hügel freigab, auf dem ein großes weißes Gebäude stand. Der Notar verlangsamte die Fahrt.

»Das ist Lindenhof!«, sagte er und fügte hinzu: »Das Gebäude ist zwar bewohnbar, jedoch in keinem guten Zustand. Man müsste einiges renovieren.«

Das ist Lindenhof, von dem die Mutter nur in knappen Sätzen gesprochen hatte. Doch in ihrer Stimme und im Klang der wenigen Worte hatten stets Sehnsucht und Wehmut gelegen, dachte Elise. Sie fuhren durch ein weiteres kleines Dorf und erreichten durch eine Allee mit alten Lindenbäumen eine uneben gepflasterte Auffahrt, die zu einer großen Steintreppe führte. Zwischen den alten Pflastersteinen wuchsen Gras und verblühter Löwenzahn.

Der Notar hielt, stieg aus und öffnete die Wagentür an Elises Seite. Staunend blieb die junge Frau vor dem weißen Haus mit dem großen dunklen Portal aus Holz und Glas stehen. »Das Haus ist seit dem Tod Ihrer Großmutter unbewohnt. Ihre letzten Jahre lebte sie hier ganz allein mit ihrer Köchin, die nach dem Ableben der Baronin in ein Seniorenheim gezogen ist. Die Felder, Wiesen und Wälder sind an Bauern dieser Gegend verpachtet. Die Pachtverträge liegen in meiner Kanzlei auf.«

Da Elise nicht antwortete, schlug er vor, das Gebäude von innen zu besichtigen. Aus seinem Aktenkoffer holte er

einen Schlüssel, an dem ein rosa Band befestigt war, und schloss das große zweiflügelige Holzportal auf. Dahinter befand sich eine ebenso große, verzierte Tür aus Glas, in deren Scheiben die geschwungenen Buchstaben D und A geritzt waren. Der Notar stieß die Glastür, die voll von Spinnweben war, auf und vor Elise öffnete sich eine große dunkle Halle, aus der ihr abgestandene Luft entgegenströmte. An der Decke hing ein riesiger Kronleuchter, dessen Glaselemente im Lichtkegel des geöffneten Eingangstores schimmerten. Elise ging in die Mitte des Raumes und jeder ihrer Schritte hinterließ ein dumpfes Geräusch. In diesem großen Raum herrschte eine Stille, wie sie Elise noch nie zuvor so erlebt hatte. Jäh blieb sie stehen und wandte sich dem Notar zu, der die Wand nahe der Tür nach einem Lichtschalter abtastete.

Plötzlich flammten die vielen Lämpchen des Kronleuchters auf, flackerten und beleuchteten die Spinnweben, die ihn mit einem gespenstischen Netz umhüllten. In der nun erhellten Eingangshalle entdeckte Elise vier dunkle, mit feinen Schnitzereien versehene Türen und begann, eine nach der anderen zu öffnen. Sie beginnt bereits, ihr Erbe in Besitz zu nehmen, dachte der Notar und folgte Elise durch alle Räume. Sie hörte sich seine Erklärungen an und betrachtete staunend die vielen Gemälde und Spiegel, die an den Wänden hingen, und die dunklen Schränke, deren Intarsien, von Staub bedeckt, sich nur erahnen ließen. Die Sitzmöbel waren mit vergilbten Tüchern verhüllt und die dünnen Glasstäbchen der Luster bewegten sich mit leisem Klingen beim Betreten der Räume. Während sie über eine breite Marmortreppe, die dick mit Staub überzogen war, in das Obergeschoß gingen, schwiegen beide. Diese Schweigsamkeit vermittelte Elise plötzlich das Gefühl, hier

in diesem alten Haus eine Eindringende zu sein. Es schien ihr, als tauche sie in eine andere Zeitepoche ein. Wer hier einmal gelebt hat, musste wohlhabend gewesen sein, dachte sie und sah vor ihren Augen das große, jedoch bescheiden anmutende Haus in Verona mit der Werkstatt, in der ihre Mutter ihre Steinskulpturen gefertigt hatte. Dort hatte sie ihre Kindheit verbracht und dort waren die Lebensträume ihrer Mutter verloren gegangen.

Ein Raum ließ die junge Frau länger verharren. Es war ein mit dunklem Holz vertäfeltes Zimmer mit zwei hohen Fenstern und einem riesigen Schreibtisch, hinter dem ein ungewöhnliches Bild hing, das Bewunderung und Abscheu gleichermaßen hervorrief. Die Linienführung war klar und einfach und eben in dieser einfachen Zartheit lag eine Ausdruckskraft, die Elise gefangen hielt. Es war ein Mädchen dargestellt, das die Arme hinter dem Kopf verschränkt und beide Beine abgewinkelt hielt. Der Notar hatte Elise beobachtet und erklärte: »Dieses Bild stammt aus dem Jahr 1911 und kein Geringerer als Egon Schiele hat es gemalt. Es war ein Geschenk an Ihre Großmutter, ob es der Maler selbst war, von dem sie es bekommen hat, oder von jemand anderem, blieb ihr Geheimnis.«

Als sie ihren Rundgang durch das weitläufige Haus beendet hatten, meinte der Notar: »Der Sommer ist eine ebenso günstige wie ungünstige Zeit, um ein Bauwerk zu besichtigen. Man sieht die Schönheit dieses Gebäudes, aber auch den fortgeschrittenen Verfall, dennoch glaube ich, dass Sie einen ersten Eindruck gewinnen konnten. Das Herrenhaus ist lastenfrei und ich nehme an, obwohl es an vielen Stellen schadhaft ist und man viel investieren müsste, um den bewohnbaren Zustand wieder herzustellen, dass Sie bei einem Verkauf einen recht guten Preis erzielen werden können.«

Er verschloss die schwere Haustür und überreichte Elise den Schlüssel.

Sie blickte ihn überrascht an, denn mit keiner Silbe hatte sie ihn wissen lassen, ob sie das Erbe annehmen, und wenn doch, ob sie dieses zum Verkauf anbieten wollte. Sie schwankte zwischen Abwehr und Vertrauen zu diesem Mann, dem sie erst vor wenigen Stunden zum ersten Mal begegnet war und der vorgab zu wissen, wie sie sich entscheiden würde.

Bevor sie in den Wagen stieg, blickte sie noch einmal zurück auf das große Gebäude, das sich in der hellen Sonne strahlend weiß und majestätisch von der es umgebenden Landschaft abzeichnete und plötzlich in ihr ein Gefühl von Geborgenheit auslöste. Auf einmal ergab es Sinn, weshalb sie hier war, doch sie konnte das Gefühl nicht näher benennen und wollte es nicht gewaltsam in Gedanken fassen.

Der Notar fuhr zu einer kleinen Gaststätte im Zentrum eines Dorfes, unweit von Lindenhof. An den wenigen Tischen des Gastraumes saßen einige Bauern, die neugierig schauten und kurz ihre Gespräche unterbrachen. Elise und der Notar wurden eingehend gemustert. In den kleinen Ortschaften kannte jeder jeden und die Ankunft von Fremden unterbrach die Monotonie des unbedeutenden Alltags.

Sie setzten sich an einen freien Tisch in der Nische neben dem Fenster und bestellten Kaffee und Wasser.

»Nun liegt es an Ihnen, sich zu entscheiden. Haben Sie Erfahrung in der Bewirtschaftung eines Gutes?«, fragte Dr. Hofberger. Elise schüttelte den Kopf.

»Na ja, wie ich schon erwähnte, es lässt sich sicher ein guter Preis für Lindenhof erzielen, und wenn Sie wollen ...«

»Ich brauche Zeit! Es ist so viel auf einmal. Bis vor wenigen Tagen wusste ich noch gar nicht, dass ich eine Groß-

mutter habe beziehungsweise hatte, und nun dieses Haus, das Anwesen ...«, unterbrach Elise.

»Ja, natürlich! Entschuldigen Sie meine voreiligen Worte! Geben Sie sich ein paar Tage Zeit und überlegen Sie in Ruhe. Am besten, Sie studieren die Aufzeichnungen Ihrer Großmutter und treffen danach Ihre Entscheidung.«

Hastig tranken sie den Kaffee und das Mineralwasser, das ihnen der Wirt in kleinen Glaskrügen serviert hatte, danach fuhren sie zurück nach Graz. Sie verabschiedeten sich. Der Händedruck des Notars war fest. Mit dem dicken ledernen Buch unter dem Arm verließ Elise das Notariat.

Sie ging durch die Grazer Innenstadt und nahm den Bus, der sie an den Stadtrand führte, wo sie auf einer Anhöhe eine kleine Wohnung mit einem Balkon gemietet hatte, die sie mit ihrer Mutter stets benützte, wenn sie in Graz waren. Elise war Journalistin geworden, weil sie gerne reiste, und sie arbeitete wegen ihrer Sprachkenntnisse in Italienisch und Spanisch sehr oft als Auslandsreporterin. Nachdenklich stand sie am Fenster und sah hinunter auf die Straßen der Stadt. Lindenhof, dachte sie und wandte sich vom Fenster ab.

Ihr Blick fiel auf das in Leder gebundene Buch. Sie setzte sich auf ihr erst neulich erworbenes grünes Sofa, zog an der Kordel der Stehlampe, deren Licht sofort einen kreisförmigen hellen Schein rund um das Sofa zeichnete, und nahm das Buch, das mit einer roten gedrehten Schnur umschlungen und deren Knoten mit einem dunkelroten Siegel dick mit dem Leder verbunden war.

Wenn Mutter jetzt hier wäre, dachte sie und wusste im selben Augenblick doch nicht genau, was dann anders wäre. Seit dem Tod ihrer Mutter lebte sie nun allein. Es hatte hin und wieder Bekanntschaften gegeben, doch niemals war eine ernste Beziehung daraus geworden. Elise war mit ihren

vierunddreißig Jahren in einem Alter, in dem die meisten Frauen bereits verheiratet waren oder in einer Partnerschaft lebten. Sie gehörte zu jenen Frauen, die durch eine sinnliche Unnahbarkeit Männer ebenso anzog wie verunsicherte und abwies. Schon vor dem Tod ihrer Mutter hatte sie einen kleinen, elitären Freundeskreis gehabt, der ihr die Gelegenheit bot, an vielen Festlichkeiten mit Menschen, die ihr nahe waren, teilzunehmen. Sie war ob ihrer stillen und vornehmen Art in diesem illustren Kreis, der sich dem gehobenen Bürgertum zuordnete, ein gern gesehener Gast, dessen ruhige Zurückhaltung und unscheinbare Eleganz im Kreise der Damen weder Eifersucht noch Mitleid auslösten. Ihre Erzählungen über ihre journalistischen Abenteuer führten vor allem bei den anwesenden Männern oft zu Erstaunen und Heiterkeit. Sie war keine Schönheit auf den ersten Blick, doch in ihren tiefgrünen Augen blitzten goldene Pünktchen und ihre fein geschwungenen Lippen kräuselten sich manchmal, wenn sie ihrem Unmut Ausdruck verlieh. Wenn sie ihrem Gegenüber mit aufrechter Haltung und geradem Blick begegnete, deutete dies so mancher als Hochmut. Doch hätte es jemand verstanden, hinter ihrem unnahbar scheinenden Blick die einsame Frau zu sehen, die sie in Wirklichkeit war, hätte man sie vielleicht ganz anders wahrgenommen. Elise hatte eine Barriere um sich aufgebaut, die ihr einerseits Schutz und gleichzeitig eine innere Freiheit verlieh, die es ihrem Gegenüber aber schwer machte, ihre Persönlichkeit einzuschätzen und zu erkennen. So haftete etwas Geheimnisvolles an ihr.

Mit bebendem Herzen brach sie das Siegel auf und öffnete bedächtig das dicke Buch. Sie schlug die erste Seite auf. Die Seite war mit blassgrüner Tinte in zierlicher Handschrift beschrieben:

Für dich, meine geliebte Tochter Amalia, und für meine Enkelin Elise.

Es war meine Schuld, dass wir einander verloren haben. Es war die Liebe, die dich veranlasst hat, diesen schweren Entschluss zu fassen, und ich konnte dich nicht verstehen. So ließ ich dich und meine kleine Enkelin gehen.

Alles, was geschehen ist, habe ich zu verantworten, ist meine Schuld, weil ich nicht an dich glaubte.

Dennoch habe ich nie aufgehört, an dich zu denken und dich zu lieben. Ich hoffe, du kannst mir eines Tages vergeben.

Deine Mutter, Dorothea von Arnstein

Mit Tränen in den Augen lehnte Elise sich zurück. Wie viel Leid hatte diese Familie ertragen müssen, ohne dass es zu einer Versöhnung gekommen war. Weder ihrer Großmutter noch ihrer Mutter war es vergönnt gewesen, sich die Hand zu reichen. Aber was war eigentlich geschehen? Elise begann zu lesen.

Die Familie

Der Dezember 1934 war bitterkalt.

Seit Tagen hatte es beinahe ohne Unterbrechung geschneit und eine dicke weiße Schneedecke hüllte die Hügel rund um Gut Lindenhof und das kleine Dorf in der Weststeiermark ein, breitete Lautlosigkeit über die stillen und abgelegenen Kuppen und Täler. Aus dem Schornstein der kleinen Bauernhäuser und Keuschen stieg Rauch empor, der sich in der klirrenden Kälte verlor.

In der großen Halle des Gutshauses wurden die ersten Vorbereitungen für das bevorstehende Weihnachtsfest getroffen. Ein Weihnachtsfest, das vielleicht das letzte in der von den Arnsteins gepflegten Tradition sein würde. Doch noch erkannten sie die Zeichen der Zeit nicht, ahnten nichts vom bevorstehenden Unheil und wähten sich sicher in der Aufrechterhaltung des Althergebrachten, geprägt von den Werten und dem Gedankengut ihrer Vorfahren, die sie diese Art zu leben gelehrt hatten.

Dorothea von Arnstein war eine schlanke, hochgewachsene Frau, stets umgeben vom Duft ihres Rosenparfums, bei deren Schritten die Seide ihres langen Rockes knisterte und deren Absätze auf dem schwarz-weißen Marmorboden der Halle ein klapperndes Geräusch hinterließen. Sie erteilte den Hausmägden in ruhigem, aber bestimmtem Ton ihre Anweisungen und kontrollierte die Hausaufgaben ihrer Kinder.

Sie öffnete die Tür zum Studierzimmer, blieb ungesehen im Türrahmen stehen und betrachtete das Bild, das sich ihr

bot. Otto, ihr Erstgeborener, war zwölf Jahre alt und bereitete sich auf den Besuch des Gymnasiums vor. Er kniete, über einen großen Atlas gebeugt, auf einem Sessel und fuhr mit dem Zeigefinger seiner rechten Hand die Linie auf einer Landkarte entlang, während er sich mit der anderen Hand bedächtig und ausgiebig am Kopf kratzte. Sein kurz geschnittenes blondes Haar stand wirr vom Kopf und zeugte von einer intensiven Bearbeitung durch die kleinen Hände.

Amalia – sie war um ein Jahr jünger als ihr Bruder – saß in kerzengerader Haltung am Tisch, hatte ihr den Rücken zugekehrt und las mit flüsternder Stimme eine Fabel von La Fontaine auf Französisch.

Der kleine Christoph, der im Herbst sein viertes Lebensjahr vollendet hatte, malte mit weißer Kreide runde Figuren, die an Kopffüßler erinnerten, auf die schwarze Schiefertafel, wobei er sich bemühte, diese in eine Reihe nebeneinander zu setzen. Abweichungen wurden von seinem feuchten Finger, den er während des Zeichnens in den Mund steckte, beseitigt. Der von Familie von Arnstein engagierte Hauslehrer stand etwas nach vorne gebeugt hinter Amalia, hatte seine Arme auf die Lehne des Sessels gestützt und lauschte den flüsternd gesprochenen Worten. Zeitweise nickte er wohlwollend. Das Eintreten der Baronin hatte er nicht bemerkt.

»Eine Sprache, welche auch immer, verdient es, laut gesprochen zu werden, damit man ihren Klang vernehmen kann«, unterbrach die Baronin das Geflüster ihrer Tochter und sah den Hauslehrer tadelnd an.

Dieser, erschreckt durch das von ihm nicht wahrgenommene Erscheinen der Baronin und den scharfen Tonfall, fiel ein wenig in sich zusammen, fasste sich aber schnell,

rückte seine Brille zurecht und meinte mit einer leichten Verbeugung: »Selbstverständlich, gnädige Frau, da stimme ich Ihnen vollends zu. Es ist nur wegen der beiden anderen Schüler ...«

Baronin Dorothea ärgerte sich über diese devote Förmlichkeit, handelte es sich doch bei den beiden anderen Schülern um ihre Kinder Otto und Christoph.

»Schon gut, Herr Bauer, fahren Sie mit dem Unterricht fort und nehmen Sie Haltung an!«

Es war ihm eine Demütigung vor seinen Schülern widerfahren. Die herablassende Zurechtweisung der Baronin weckte sein zweites, verborgenes Ich, das er stets unterdrückte. Voll Ingrimm dachte er: Die Zeiten werden sich ändern und dann wirst auch du von deinem hohen Ross heruntersteigen müssen, werte Frau Baronin. Doch mit ruhiger Stimme meinte er: »Mademoiselle, fahren Sie fort! Le corbeau et le renard!«

Amalia schmunzelte kaum merklich, warf ihrer Mutter einen schelmischen Blick zu und rezitierte die Fabel mit fester Stimme und klingvoller Aussprache. »Brav, mein Kind!«, lobte die Baronin, als Amalia geendet hatte.

»Um deine Aussprache zu verbessern und deinen Wortschatz zu erweitern, haben dein Vater und ich beschlossen, Demoiselle Yvonne Chantal zu engagieren. Sie wird in der kommenden Woche bei uns vorstellig werden. Dann sind Sie, Herr Bauer, ein wenig entlastet und können Ihre gesamte Aufmerksamkeit den beiden Jungen widmen. Wir erwarten, dass unser Otto die Aufnahmeprüfung in das Gymnasium der Jesuiten mit Bravour besteht.«

Den Blick auf Otto gerichtet versicherte er, dass sie beide ihr Bestes geben werden. Leise, wie sie gekommen war, mit dem typischen Rascheln ihres dunkelblauen Seidenrockes

und begleitet vom Duft ihres Rosenparfums, verließ die Baronin das Studierzimmer ihrer Kinder, um Nachschau zu halten, wie die Zubereitung der Mittagsmahlzeit voranging. Auf Lindenhof war es Sitte, dass sich die gesamte Familie pünktlich um zwölf Uhr am Tisch im Speisezimmer einfand. Die Knechte, Mägde und das Hauspersonal nahmen ihre Mahlzeiten in der großen Küche im Souterrain ein. Dem Hauslehrer war es gestattet, mit der Familie zu speisen. Er wusste dieses Privileg zwar zu schätzen, verhielt sich dementsprechend mit vornehmer Zurückhaltung und verließ den gemeinsamen Mittagstisch an so manchem Tag mit knurrendem Magen. Dennoch musste er am Lindenhof nicht an Hunger leiden, denn seine Besuche wurden in der Gutsküche sehr geschätzt. Anna und Bärbel, die beiden Küchenmägde, bemühten sich in aufmerksamer Weise um den besonderen Gast, während Bertha so tat, als würde sie nicht bemerkt haben, dass die zwei verliebten Gänse tellerweise Schinken und kalten Braten für ihn vorbereitet hatten.

Wenn Herr Bauer dann zufrieden schmausend am blitzblank gescheuerten Küchentisch kräftig zulangte, saßen die Mädchen neben ihm und bettelten: »Herr Bauer, bitte erzählen Sie uns, was gibt es Neues in der Stadt!« Während er erzählte, schenkten sie ihm immer wieder herben Apfelmust in seinen tönernen Becher, bis die Augen des geplagten Hauslehrers einen seltsamen Glanz bekamen und seine Zunge schwer wurde.

»Mesdemoiselles! C'est beaucoup trop. Zu viel für mich!«

»Aber Herr Bauer!«, kicherten die beiden und berührten wie zufällig seine schmale Hand, die den Mostbecher umklammerte, rückten näher an ihn heran, drückten ihre Schenkel an die seinen, sodass er ihre Wärme spüren und den Ansatz ihrer weißen Brüste hinter den herabgerutsch-

ten Arbeitsschürzen sehen konnte. Schweißperlen standen auf seiner Stirn und es kostete ihn all seine Mühe und viel Kraft, sich diesem verführerischen Angebot zu entziehen, aufzustehen, sich für das Essen zu bedanken und zu erklären, dass er nun aber wirklich gehen müsse, weil die Pflicht rufe.

»Ja, die Pflicht!«, seufzten die beiden und zwinkerten einander in stiller Vorfreude auf das nächste Mal zu. Nach dem Mittagessen pflegte Herr Bauer, wenn das Wetter es zuließ, einen kleinen Rundgang um das Gutshaus und durch die blühenden Gärten zu machen. Doch nun war Winter und ihm blieben nur die Erinnerungen an den vergangenen Sommer. Er war stets denselben Weg gegangen, der ihn zum Wald hinter dem Gutshaus an den Fischteichen vorbei, die auch zu Lindenhof gehörten, zu einem schmalen Pfad führte, der sich aufwärts zur großen Linde schlängelte. Er hatte sich auf die wenigen Augenblicke gefreut, die ihm ganz allein gehörten. Auf der Bank unter der weit ausladenden Linde, die dem Gutshof den Namen gegeben hatte, hatte er dann Platz genommen, seine Pfeife angezündet und war seinen Gedanken nachgegangen. Dann schaute er über das weite Land, das sich vor ihm in friedlicher Sommerruhe ausbreitete. Ein Bild des Friedens und der Idylle bot sich seinem Blick, der über die im satten Gelb stehenden, wogenden Weizenfelder glitt und sich in der stillen Weite dieser Landschaft verlor.

Regelmäßig ließ er sich per Post Zeitungen auf das Gut zustellen und diese berichteten nichts über Frieden und Idylle. Das Jahr 1934 hatte in den großen Städten mit Unruhen begonnen. Die etablierte Christlichsoziale Partei unter Engelbert Dollfuß hatte noch Zurückhaltung gezeigt, doch die neu entstandene Heimwehr unter Starhemberg

verlangte die Befreiung der Heimat von verantwortungslosen nationalsozialistischen Terroristen. Ihr Ziel war die völlige Niederwerfung des Austro-Bolschewismus. Es gab fortgesetzte Provokationen der Sozialdemokraten durch die Heimwehr, die zu gewaltsamen Reaktionen führten, und in diplomatischen Kreisen rechnete man mit einem Bürgerkrieg.

Oskar Helmer, der dem christlichsozialen Lager angehörte, richtete einen dringenden Appell an beide Parteien, der mit bewegenden Worten endete: »Gebe Gott, dass die Wunden, die Geist und Seele unseres Volkes und seiner Führer zerreißen, bald geheilt werden, ehe das Volk an Gräbern steht und weint.«

Dennoch waren die nächsten Monate von Gewalt überschattet. Es kam zu einem Bürgerkrieg und über Wien, Niederösterreich und die Steiermark wurde der Ausnahmezustand verhängt. Bereits nach zwei Tagen brach der Widerstand des Schutzbundes zusammen, denn die Übermacht des Militärs war zu groß.

Am 1. Mai 1934 wurde feierlich die neue Verfassung proklamiert und Österreich wurde zum ständisch geordneten Bundesstaat. Ein kleiner Mann, dem einfachen Milieu des Beamtentums entstammend, schien immer mehr die Massen mit seiner Ideologie zu begeistern. Viele Menschen, die noch immer an den schweren Jahren der Weltwirtschaftskrise zu leiden hatten, auf Arbeitssuche waren und ums Überleben kämpften, scharten sich um ihn – um Adolf Hitler.

All diese Ereignisse schienen außerhalb der Welt von Gut Lindenhof und derer von Arnstein stattzufinden, ohne sie wirklich zu berühren. Doch der eher stille und zurückhaltende Hauslehrer Bauer, informiert durch seine Zeitungen,

hatte unlängst die Sprache auf diesen Mann gebracht, der in Deutschland die Begeisterung der Massen auszulösen schien. Als er den Namen Adolf Hitler einmal bei Tisch erwähnte, zog Maximilian Baron Arnstein die dunklen Brauen hoch, ließ seinen Löffel hörbar in den halb gefüllten Teller fallen und meinte in ruhigem, aber bestimmtem Ton: »Ich möchte den Namen dieses Mannes in meinem Haus nie wieder hören. Ich hoffe, Sie haben verstanden, Herr Bauer.«

»Ja, natürlich«, murmelte dieser, »es ist nur, ich dachte ...« Er verstummte plötzlich und widmete sich mit eisernem Schweigen seiner Suppe.

Die Arnsteins lebten in der Abgeschiedenheit von Gut Lindenhof in einer ganz eigenen Welt. Es mangelte ihnen an nichts und sie führten fort, was ihre Vorfahren vor ihnen getan hatten. Sie bewirtschafteten das Gut, schufen damit Arbeitsplätze in einer abgelegenen Region und versuchten ihre Kinder im Sinne der althergebrachten Tradition zu erziehen. Diese sollten später einmal das Familiengut weiter bewirtschaften, um in Wohlstand und Frieden leben zu können. Die Ansprüche, die sie an das Leben stellten, waren hoch und ihre Art zu leben war für sie selbstverständlich.

Während Baron Maximilian sich hin und wieder mit Seinesgleichen traf und am politischen und wirtschaftlichen Geschehen seines Landes Anteil nahm, ohne darauf Einfluss zu nehmen, lebte Dorothea das Leben ihrer Vorfahren weiter, ohne Gedanken an Veränderungen zuzulassen. Sie kümmerte sich um die Führung des Haushalts und die Erziehung ihrer Kinder. Liebevoll und mit stiller Zurückhaltung umsorgte sie ihren Gatten und nahm jene Rolle innerhalb der Familie ein, für die sie erzogen worden war und die man von ihr erwartete.

Am Lindenhof schienen die Tage einer beinahe übermäßigen Gleichförmigkeit zu folgen. Feste und Ruhetage wechselten in jenem Rhythmus, der den Bewohnern wie den Bediensteten den Jahresablauf in seiner schönen Schlichtheit und Intensität zum Takt ihres Lebens werden ließ. Baronin Arnstein dachte weder an Veränderungen, noch nahm sie am politischen Geschehen teil, daher war sie äußerst überrascht, als ihr Gatte eines Tages meinte: »Es ist unruhig geworden in der Welt.«

»Wie meinst du das? Wie ist das zu verstehen?«, fragte die Baronin nach einem Augenblick des Nachdenkens und schaute ihren Gatten mit den großen graugrünen Augen, in denen goldene Funken blitzten, an.

»Wir können nicht mit einer Haltung durch die Welt gehen, als ginge uns das alles nichts an. Es ist alles in Bewegung, in Veränderung – in einer beängstigenden Veränderung. Sogar das Wort Krieg wird bereits in den Mund genommen.« Er richtete sich auf und blickte Dorothea ernst an: »Wir beschäftigen viele Menschen, sie arbeiten mit und für uns. Wir begegnen ihnen täglich und einige von ihnen wohnen sogar mit uns unter einem Dach, aber wissen wir, wie sie denken, was sie fühlen, vor allem aber, was sie über uns denken? Alles, was uns bisher vertraute Beständigkeit vorgegaukelt hat, kann von heute auf morgen vorbei sein.«

»Du machst mir mit deinen Worten Angst«, flüsterte Dorothea.

»Das wollte ich nicht! Verzeih, Liebste! Aber auch du solltest wissen, dass wir in einer Zeit der Veränderung leben. Manchmal scheint mir, dass unser Hauslehrer genau beobachtet, wie wir handeln und was wir reden. Wir sollten mehr Vorsicht walten lassen in unserem Tun und Verhalten.«

»Und wie stellst du dir das vor?«, fragte sie und blickte durch die großen Fenster in die dunkle Winternacht hinaus.

»Wir müssen unsere Kinder auf die neue Zeit vorbereiten. Es ist an der Zeit, sie nicht mehr zu Hause zu unterrichten, sondern in Schulen zu schicken, wo sie Kontakt mit Gleichaltrigen haben können. Otto soll ins Gymnasium der Jesuiten nach Wien kommen und für Amalia habe ich das Internat in der Schweiz, dem meine Tante vorsteht, vorgesehen. Unseren kleinen Christoph soll Herr Bauer noch die nächsten Jahre unterrichten und ihm die Grundbegriffe des Schreibens und Lesens beibringen. Bauer soll nicht arbeitslos werden, wiewohl ich von seinen Unterrichtsmethoden nicht besonders viel halte.«

»Du willst mir die Kinder wegnehmen? Sie sind doch nicht vorbereitet auf ein Leben ohne uns«, empörte sich die Baronin. Maximilian versuchte mit aller Mühe und rhetorischer Fertigkeit, seine Frau zu überzeugen, dass sie mit einer Ablehnung seines Vorschlags der Entwicklung seiner beiden ältesten Kinder im Wege stünde. Dorothea war eine gebildete und gleichsam kluge Frau und konnte den Ausführungen ihres Mannes folgen, dennoch fiel es ihr schwer, sich seiner Logik anzupassen. Sie schaute über den Rand ihrer bisher heilen und idyllischen Welt und musste allmählich erkennen, dass sie sich dem neuen Zeitgeist nicht verschließen konnte, wiewohl die Vorstellung schmerzte, ihre beiden Kinder bald weit entfernt in verschiedenen Internaten zu wissen. Schließlich stimmte sie ihm zu.

Irgendwann in der Nacht hörte sie, wie die Tür ihres Schlafzimmers geöffnet wurde und sich Maximilian sachte unter ihre Bettdecke schob. Er flüsterte ihr Zärtlichkeiten ins Ohr und berührte sie sanft. Hatte sie sich anfangs schla-

fend gestellt, so erwachte nun in ihr das Verlangen, mit ihrem Mann eins zu sein, und sie gab sich ihm hin und genoss die erotische Kraft ihres Mannes, den sie im Laufe ihrer Ehe zu lieben gelernt hatte.

Sie war erst sechzehn Jahre alt gewesen, als die Familien von Maximilian und Dorothea beschlossen hatten, durch die Eheschließung ihrer Kinder die beiden landwirtschaftlichen Besitztümer zu einem riesigen Musterbetrieb zu vereinen. Dorothea stammte aus dem Geschlecht der Formbacher, ihre Familie lebte seit Jahrhunderten auf den Besitztümern von St. Urban, der auch ihr Wappenheiliger war, und sie war die einzige Tochter und somit eine reiche Erbin. Maximilian schien in den Augen ihrer Eltern der passende Ehemann zu sein, der die riesigen Güter weiterhin erfolgreich bewirtschaften würde können. Dorothea war weder romantisch veranlagt, noch stellte sie besondere Erwartungen an die Ehe. Sie wurde auf die Aufgabe als zukünftige Erbin des großen Gutes ihrer Vorfahren und die damit verbundenen gesellschaftlichen Verpflichtungen vorbereitet und wusste, dass sie dem Wunsch ihrer Familie Folge zu leisten hatte. Sie hatte sich von Kindheit an in das ihr vorbestimmte Leben gefügt, ohne über eine Alternative nachzudenken, sich nie aufgelehnt und sich von der sittsamen Tochter allmählich zu einer jungen Frau entwickelt, deren Schönheit noch nicht erblüht war. Ihre Vorfahren lebten in der Nähe von Marburg und besaßen Güter nahe Pettau (Ptuj). Wie ihr Vater liebte sie die Jagd, an der sie in Ermangelung eines männlichen Nachkommens der Familie manchmal teilnehmen durfte. Sie hatte Mut und Ausdauer und allmählich erlangte sie durch ihre Treffsicherheit die Anerkennung der Jagdgäste ihres Vaters.

Das kleine Jagdschloss mitten in den Wäldern rund um St. Urban war schon seit ihrer Kindheit einer ihrer liebsten

Aufenthaltsorte. Dort war Dorothea, Edle von Formbacher, glücklich. Es war ein Ort, wo sie ganz sie selbst sein konnte, und trotz der Ermahnungen ihrer Gouvernante streifte sie oft stundenlang durch den Wald, wanderte über Hügel und besuchte hin und wieder den Waldhüter in seiner bescheidenen Blockhütte. Dann wanderte sie barfuß durch den kühlen Bach, der sich murmelnd durchs Dickicht schlängelte, und fühlte sich frei und unbeschwert. Dies waren die wenigen Stunden, in denen sie ihrem vorgezeichneten Leben ein kleines Stück Freiheit abtrotzte.

Doch all dies gehörte der Vergangenheit an.

Seit ihrer Eheschließung vor dreizehn Jahren war sie Dorothea Baronin von Arnstein mit allen dazugehörigen gesellschaftlichen Freuden und Verpflichtungen. Ein Jahr nach der Eheschließung wurde Otto Maximilian, der Stammhalter, geboren, dem ein Jahr später Amalia folgte, die bereits als Kleinkind die Schönheit, die noch verborgen in dem Kindergesichtchen schlummerte, erahnen ließ.

Dorothea genoss ihr Mutterglück und wollte auf weitere Nachkommen verzichten, zumal sich ihr Körper nach den beiden Geburten verändert hatte und sie nicht mehr die zarte Frau mit der schmalen Taille war, um die sie ihre Freundinnen beneideten. Doch ihr Treueversprechen war ihr heilig und sie fügte sich den Wünschen ihres Gatten, der sie in den Nächten besuchte, auch wenn er ihren innerlichen Widerstand spürte. Das Ergebnis dieser einseitig leidenschaftlichen Nächte war sechs Jahre nach der Geburt von Amalia der kleine Christoph, das Nesthäkchen der Familie, von allen geliebt und verwöhnt. Die Geburt war schwer gewesen und der Arzt hatte den Baron zur Seite genommen und vertraulich gemeint, es sei besser, die Baronin würde kein weiteres Kind bekommen.

Maximilian hatte nur nachdenklich genickt. Er war ein Mann, strotzend von Tatendrang und Kraft, und sein Körper verlangte nach einer Frau mit Hingabe und Leidenschaft. Das war etwas, das er ersehnte, aber bei seiner Frau nicht mehr bekommen konnte. So war es nicht verwunderlich und beinahe unausweichlich, dass er bald nach der Ankunft der eleganten, temperamentvollen Französischlehrerin Yvonne Chantal, die für seine Tochter engagiert worden war, deren frauliche Vorzüge wahrnahm. Ihr schmaler biegsamer Körper mit den vollen Brüsten, das seidige rotblonde Haar und ihr kecker Blick aus den blauen Augen, all das faszinierte ihn.

Als seine anzüglichen Blicke weder mit vor Keuschheit niedergeschlagenen Wimpern noch mit vor Verlegenheit gesenktem rotblondem Kopf erwidert wurden, sondern sich das Strahlen ihrer Augen geradezu mit seinen dunklen begehrlischen Blicken kreuzte, war es nur eine Frage der Zeit, bis sie ihrem Verlangen nachgaben.

Natürlich blieb diese Liebschaft nicht verborgen. Die Dienerschaft des Hauses begann bald zu tuscheln und irgendwann kam der Tag, an dem Dorothea einen fremden Duft an der Kleidung ihres Mannes wahrnahm und die verschämt getauschten Blicke bei Tisch zu deuten begann. Ihr Erschrecken war nur von kurzer Dauer und es wurde ihr bewusst, dass sie etwas unternehmen musste. Nie hätte sie gedacht, jemals in eine solche Situation zu geraten, doch Dorothea wollte ihre Ehe, ihre Familie und ihren Mann, der ihr nach wie vor Sicherheit, Wohlstand und gesellschaftliches Ansehen gewährleisten konnte, nicht in Frage stellen. Warum sollte sie ihm Vorwürfe und eine Szene machen? Sie staunte über die sonderbare Mischung aus verletztem Stolz und nüchterner Überlegung. Wenige Tage nachdem

ihr seine Untreue zur Gewissheit geworden war, machte sie an einem warmen Augusttag ihrem Mann den Vorschlag, sie bei einem Abendspaziergang zu begleiten.

Es war der Sommer 1935.

Nicht ahnend, dass dieser Spaziergang seine Ursache in einer tiefgründigen Überlegung seiner Frau hatte, ging er bereitwillig auf ihren Vorschlag ein. Seine beiden Jagdhunde, die im matten Abendlicht im Hof des Herrenhauses gelegen hatten, hoben die Köpfe und schauten erwartungsvoll in die Richtung des Paares. Sie witterten Veränderung, sprangen auf und liefen schwanzwedelnd um die beiden herum, dann preschten sie voraus, sich immer wieder umblickend, ob ihnen die Menschen wohl folgten. Anfangs gingen Maximilian und Dorothea schweigend nebeneinander her, auf dem Weg, der zum Getreidespeicher und zur Mühle führte.

»Die Ernte wird heuer besonders ertragreich werden. Hoffen wir, dass kein Unwetter kommt, ehe wir das Getreide im Speicher haben, wir können uns keinen finanziellen Ausfall leisten«, unterbrach Maximilian die Stille, hielt im Gehen inne und schaute über die ausgedehnten Weizenfelder, die sich im Licht der untergehenden Sonne wie ein goldenes Meer in die Landschaft fügten.

Auch Dorothea war stehen geblieben, hielt ihre Hand wie einen Schutzschild vor den Strahlen der untergehenden Sonne an die Stirn und erwiderte: »Die Zeiten sind schlecht. Wenn auch die Erträge aus unserer Landwirtschaft gut sind, so hatten wir doch schon bessere Einnahmen, obwohl uns die Wirtschaftskrise nicht so schwer getroffen hat wie unsere Pächter, viele Bauern und Handwerksbetriebe. Viele Menschen sind verarmt und wissen nicht, wie es weitergehen soll.«

»Meine Frau ist nicht nur schön, sondern auch klug«, lächelte der Baron. »Was die Pächter betrifft, habe ich nicht, wie du ja weißt, mit harten Forderungen wegen der fehlenden Außenstände gedroht.«

Dorothea nickte. Sie wusste das. Ihr Mann war vornehm und zurückhaltend, aber ebenso bestimmend, auch wenn er momentan seine Pächter verschonte, weil er ihre Notsituation kannte. Gleichzeitig wussten die Bauern aber, dass sie später ihren Zahlungsverpflichtungen würden nachkommen müssen.

Langsam gingen sie weiter. Als sie bei der Mühle angekommen waren, schauten sie auf das alte hölzerne Mühlrad, das von dem gurgelnden Wasser aus dem Bach angetrieben wurde und sich in schwerfälliger Gleichmäßigkeit drehte.

Unverwandt, wie versteinert betrachtete Dorothea das sich drehende Mühlrad, benetzte mit der Zunge ihre trockenen Lippen, ehe sie zu sprechen begann: »Da nun Maximilian und Amalia, deinem Wunsch entsprechend, eine Internatsschule besuchen werden, möchte ich die Bitte an dich richten, die letzten Wochen vor Schuleintritt einen Familienurlaub wie früher auf dem Jagdschloss meiner Familie in St. Urban zu machen.«

Erwartungsvoll blickte sie ihren Mann an und die goldenen Fünkchen in ihren Augen blitzten stärker als je zuvor.

Sie ist schön, aber kühl, nicht einschätzbar und voll von Überraschungen, dachte Maximilian. »Ja, wenn du meinst!«, überlegte er und kraulte gedankenlos die Ohren des Hundes, der sich an seine Seite gesetzt hatte.

»Wir könnten dem Hauslehrer Urlaub geben. So kann er wieder einmal seine Familie in Wien besuchen und an seinen geliebten politischen Versammlungen teilnehmen,

und auf die Dienste von Mademoiselle Chantal können wir dann auch verzichten.«

So, nun war es ausgesprochen!

»Politische Versammlungen?«, fragte Maximilian, ohne auf den zweiten Teil der Überlegungen seiner Gattin einzugehen.

»Ja, er scheint sich sehr für Politik und den neuen Aufsteiger aus Deutschland zu interessieren. Zumindest sammelt er sämtliche Zeitungsberichte über das Tun dieses Mannes und spricht in der Küche mit unseren Hausmägden darüber. Er erzählt ihnen, dass sich die Zeiten ändern und jene, die jetzt ganz oben sind, bald unten sein werden.«

»In unserem Hause scheinen Dinge vorzugehen, von denen ich keine Ahnung habe. Warum hast du mich nicht schon eher informiert?«

»Ich wollte mir ganz sicher sein, ob es stimmt, bevor ich mit dir darüber spreche.«

»Dann wird es wohl das Beste sein, wenn wir Herrn Bauer mitteilen, dass auch seine Dienste während der letzten Sommerwochen nicht benötigt werden.«

»Auch? Du bist also einverstanden, dass uns Mademoiselle noch vor Ende des Monats verlässt?«

»Ja, warum sollte ich nicht?« Maximilian hatte dies mit gepresster Stimme hervorgebracht und dabei einen anerkennenden Blick auf seine Gattin geworfen. Sie weiß es, dachte er, doch ihre Würde und ihr Anstand lassen es nicht zu, es mich spüren zu lassen.

Die Familie verabschiedete sich noch vor Mitte August von dem völlig überraschten, aber hochofrenden Herrn Bauer und der beleidigten Mademoiselle Chantal und die Bediensteten packten Koffer und Kisten für die Reise nach

St. Urban. Die Kinder freuten sich und konnten es kaum erwarten, zum Jagdschlösschen zu kommen, und der Baron blickte der sinnlichen Mademoiselle nach, die sich zur Kutsche begab. Bei jedem ihrer tänzelnden Schritte beschrieben ihre Hüften einen kaum merkbaren Halbkreis, der im Baron süße Erinnerungen weckte. Als die Französischlehrerin in der Kutsche, die sie zum Bahnhof bringen sollte, Platz genommen hatte, rückte sie ihren Strohhut zurecht und schenkte den Kindern, die ihr zum Abschied winkten, ein letztes strahlendes Lächeln. Sie nickte der Baronin zu und schaute für einen kurzen Augenblick hoch zu den Fenstern der Bibliothek. Sie ahnte, dass der Baron hinter einem dieser Fenster stand und ihr nachblickte. Sie lächelte noch immer, doch das Strahlen hatte ihr Gesicht verlassen, denn der Abschied schmerzte.

Es war eine kleine Karawane von Fuhrwerken, die der Kutsche der herrschaftlichen Familie folgte. Die Mägde hatten Koffer und Kleidertruhen der Kinder vollgepackt und Maximilian hatte mit Schmunzeln gefragt, ob sie Lindenhof für immer verlassen wollten.

»Mama hat das so angeordnet«, erklärte Amalia, »wir brauchen das ganze Zeug eh nicht, denn in St. Urban ist das Leben ganz anders.«

»Ach so?«, staunte der Vater. »Und was bitte ist dort anders? Abgesehen davon, dass das Schloss mitten im Wald liegt und die Staatsgrenze nahe verläuft.«

»Na, alles eben!«, meinte Amalia und legte ein dickes Buch auf den Kleiderberg in ihrem Reisekoffer.

»Und was wird meine kluge Tochter in St. Urban lesen?«, wollte Maximilian wissen und nahm das Buch in die Hand. »Eine amerikanische Tragödie«, las er halblaut und sah sei-

ne Tochter an. Auf seiner Stirn hatte sich eine steile, nach oben hin verlaufende Falte gebildet. »Woher hast du diese Lektüre?«, fragte er mit ruhiger Stimme, die nichts Gutes erahnen ließ.

»Mademoiselle hat es vergessen und ich dachte ...« Amalia sah ihrem Vater fest ins Gesicht und in ihren Augen tanzten goldene Funken. Sie sah es bereits kommen. Der Vater würde ihr das Buch verbieten, doch sie hatte schon am Tag zuvor mit dem Lesen begonnen und war ab der ersten Seite bereits begeistert gewesen. Sie würde um dieses Buch wohl kämpfen müssen.

»Das ist keine Lektüre für ein elfjähriges Mädchen!«, sagte Maximilian und blätterte in dem Buch.

»Hast du es denn schon gelesen?«, wollte Amalia wissen und fühlte sich plötzlich stark und überlegen.

Der Vater räusperte sich. »Noch nicht! Aber schon allein der Titel verheißt nichts Gutes und scheint mir für dein Alter nicht angemessen. Ich wünsche, dass du das Buch auf meinen Schreibtisch legst. Ich werde dir eine passende Lektüre für die Ferienwochen in St. Urban aus unserer Bibliothek herausuchen. Diesen Band werden wir an Mademoiselle zurückschicken.« Damit verließ er den Raum, ohne Amalia die Möglichkeit zu einer Erwiderung zu geben.

Amalia kämpfte mit ihrer Wut und Enttäuschung und auf einmal zögerte sie, das Buch in die Hand zu nehmen. Das Verbot des Vaters hatte dieses Werk, das sie vorerst aus Langeweile und Neugierde an sich genommen hatte, zu etwas Besonderem gemacht. Die wenigen Seiten, die sie gelesen hatte, hatten ihr ein völlig neues Lesevergnügen beschert, das sie die Gegenwart vergessen ließ. Nun war sie froh, dass ihr Vater das Buch nicht an sich genommen hatte, blätterte darin und fand jene Stelle, bei der sie am

Vortrag geendet hatte. Sie legte ein Lesezeichen hinein und versteckte das Buch unter ihren Kleidern im Koffer. Es war das erste Mal, dass sie sich einer Anordnung ihres Vaters ganz bewusst und energisch widersetzte. Sie spürte kein aufkommendes schlechtes Gewissen. Stattdessen durchdrang sie das Empfinden eines kleinen Sieges, wenngleich er auch nur im Verborgenen errungen worden war.

Sankt Urban

Das Jagdschloss aus dem 19. Jahrhundert war immer schon im Besitz der Familie Formbacher gewesen, dessen Erbauer ein leidenschaftlicher Jäger gewesen war. Ende des 19. Jahrhunderts bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges versammelten sich dort große Jagdgesellschaften, die stets im Herbst die weiten Wälder um St. Urban mit ihren bellenden Hunden, den Jagdhornbläsern und dem weithin schallenden Lärm ihrer Jagdwaffen erfüllten. Die Bauern der Umgebung schauten dem Treiben der »feinen Leute«, die um zu jagen sogar aus der Stadt angereist waren, mit finsternen Blicken zu.

Das Jagdrecht gehörte den Adelsherren. Den Keuschlern und Bauern war es streng verboten, an der Jagd teilzunehmen, daher holten sie sich so manches Stück Wildbret heimlich und unerlaubt aus dem Wald, wohl wissend, dass sie dafür sogar im Gefängnis landen konnten, wenn man sie dabei erwischte. Doch Not und Hunger machten die Menschen erfinderisch und mit rußgeschwärzten Gesichtern streiften sie im morgendlichen Dämmerlicht durch die Wälder, um einen Rehbock zu erlegen. Der Schuss der Wilddiebe war in den frühen Morgenstunden weithin zu hören, doch sie waren flink und entkamen dem Oberjäger ebenso wie dem Wildhüter.

Es gehörte zur Tradition der Familie von Formbacher, stets im Spätsommer mit einem Teil des Gesindes in das Jagdschlösschen zu ziehen und bis zum Ende der Jagdsai-

Nachwort

Die nach dem Krieg, während der Besatzungszeit, in Deutschland und Österreich gezeugten Kinder mit englischen, französischen, amerikanischen oder russischen Soldaten wurden als Wehrmachtskinder bezeichnet. Sie entstanden durch Vergewaltigungen, aber auch in Liebesbeziehungen mit dem »Feind«. Diese Kinder wurden entweder zur Adoption freigegeben, lebten als »Kuckuckskinder« im Familienverband oder mit alleinerziehenden Müttern. Selten lernten diese Kinder ihre leiblichen Väter kennen und wuchsen auf, ohne etwas über ihre Herkunft zu erfahren.

Die Beziehungen sowjetischer Soldaten mit deutschen Frauen wurden von den Eltern der jungen Frauen mit Misstrauen gesehen. Ab 1947 wurden den sowjetischen Soldaten alle privaten Kontakte mit deutschen Frauen untersagt. Wurde dennoch so eine Verbindung bekannt, wurden die Soldaten von der Militärpolizei abgeholt und zurück in ihre Heimat geschickt, wo sie in ein Arbeitslager kamen.

Zwischen 1939 und 1945 gab es europaweit zwischen einer und zwei Millionen solcher Wehrmachtskinder.

Foto: Karin Bergmann



Evelyne Lorenz (Evelyne Schmidt), geb. 1950 in Graz, lebt in der Südsteiermark. Studium an der Pädagogischen Akademie in Graz und an der Universität Klagenfurt, 1986–2002 Lehrauftrag an der Pädagogischen Hochschule in Győr (Ungarn), 1993–2011 Professorin an der Pädagogischen Hochschule Steiermark. Veröffentlichte zahlreiche Kinderbücher und Romane und erhielt mehrere Kunst- und Literaturförderungspreise. Lesungen in Österreich, Ungarn, Triest und Istanbul.

Evelyne Lorenz in der edition keiper:



»Das Buch des Jahres 2018!«
(Antenne Steiermark)

Die Käferbohnenfrau Roman

288 Seiten, Broschur
€ 23,00 (A) / 22,37 (D)
ISBN 978-3-903322-94-3

Der siebenjährige Franz Jordan lebt bis zum Ende des Ersten Weltkriegs mit seiner Familie in Süßenberg. Die Abtrennung der Untersteiermark verändert sein Leben grundlegend. Aus Süßenberg wird Sladki Vrh und aus Franz wird Franzishek, der mit seiner Muttersprache auch seine Identität verliert. Die Repressalien, denen die Familie im neu gegründeten Staat ausgesetzt ist, bewegen sie dazu, die Heimat schweren Herzens zu verlassen. Die Großeltern bleiben zurück und geben ihrer Tochter einen Sack mit Käferbohnen mit – die Bohnen sollen die Saat für das neue Leben, für den Neubeginn sein. Nach Jahren der Armut und Unterdrückung im Süden der Steiermark beginnt die Saat der Bohnen aufzugehen: Es gelingt Frau Jordan, durch Tauschhandel mit den Käferbohnen einen kleinen Weinberg zu erstehen, wodurch sich für die Familie endlich Zukunftsperspektiven ergeben. Doch Franz kann in der neuen Heimat nicht Fuß fassen und kehrt in seine alte Heimat Jugoslawien – ins heutige Slowenien – zurück. Fortan leben die Jordans auf beiden Seiten der Grenze ... ein Schicksal, das sie mit vielen Familien in der Region teilen.



100 Jahre Burgenland!

Das neunte Land
Roman

248 Seiten, Hardcover
€ 22,00 (A) / 21,40 (D)
ISBN 978-3-903322-12-7

1924 erwirbt der junge Johann Martin eine Mühle an der Feistritz und gründet mit der Bauerntochter Elisabeth eine Familie. Er versucht mit Fleiß und handwerklichem Können, seiner Familie und den auf seinem Hof lebenden Mühlenarbeitern eine sichere Zukunft zu gewährleisten. Als nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs die Demarkationslinie direkt hinter seiner Mühle verläuft, begegnet er auch den russischen Besatzungssoldaten mit Würde und Respekt. Sein Leben ist gekennzeichnet von Schicksalsschlägen und außergewöhnlichen Ereignissen. Dreimal wird er zum Witwer. Er beugt sich wie die Weiden im Wind am Ufer der Feistritz, richtet sich jedoch immer wieder auf. Seine Stärke liegt in einer tiefen Verbundenheit zu seiner Heimat, dem Burgenland. Trotz des Eisernen Vorhangs, der schier unüberwindbaren Grenze zu Ungarn, glaubt er an die Öffnung der Grenzen und ein vereintes Europa. Johann Martin stirbt 1988, ein Jahr vor dem Fall der Berliner Mauer, die das Ende des Kalten Kriegs bedeutet.

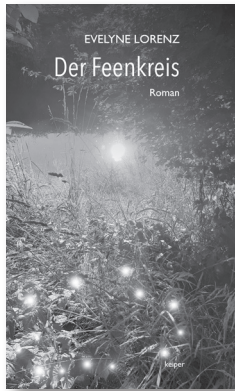


Die Vorgeschichte
zum **Feenkreis!**

Hinterhof-Bassena
Roman

276 Seiten, Hardcover
€ 22,00 (A) / 21,40 (D)
ISBN 978-3-903144-77-4

Die 18-jährige Anna Amalia, eine Waise aus vornehmerem Hause, lebt als Gesellschaftsdame einer alten Gräfin in einem Palazzo in Triest. Sie lernt während eines Gastkonzertes den Musiker Paul aus Graz kennen – und lieben. Als sie feststellt, dass sie ein Kind von ihm erwartet, verlässt sie Triest und lebt fortan mit ihm in einem bescheidenen Sparherdzimmer mit Bassena im Hinterhof einer Grazer Innenstadtgasse. Diese Bassena wird zur Metapher für einen Ort der Begegnung vor dem Hintergrund der gesellschaftspolitischen Veränderungen zur Zeit des Zweiten Weltkriegs.



Feenkreis

Roman

260 Seiten, Pappband

€ 22,00 (A) / 21,40 (D)

ISBN 978-3-903322-53-0

Hans Rothenberger muss 1948 wegen Lauras Schwangerschaft seinen Wunsch, nach Amerika zu gehen und dort erfolgreich zu sein, aufgeben. Aus Pflichtgefühl heiratet er Laura. Die Nachkriegsjahre sind schwer, aber er bringt es zu Wohlstand und gesellschaftlichem Ansehen. Laura lebt in stiller Dankbarkeit an seiner Seite.

Nach 26 Ehejahren ist sie plötzlich verschwunden. Ihre hinterlassene Nachricht: Ich will leben.

Hans und ihre beiden Töchter suchen nach ihr. Als Laura eines Tages zurückkommt, verlangt sie die Scheidung. Ihr Mann fühlt sich zutiefst gedemütigt und es geschieht etwas Unfassbares, das wie ein Schatten auf der Familie und deren Nachkommen liegt und erst Jahrzehnte später aufgelöst werden kann.

